

Leseprobe aus:

Cornelius Weiss

Risse in der Zeit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

- Prolog 7
- 1 Familiengeschichte 11
- 2 Biesdorfer Idylle 18
- 3 Der Geruch des Krieges 30
- 4 Ausgebombt 42
- 5 Die Poloniumhalle 50
- 6 Kriegsende in Rittersgrün 58
- 7 Hunger 69
- 8 Verbrannte Erde 76
- 9 Die Scharaschka – ein Geheimobjekt des MWD 94
- 10 In der Lagerschule 106
- 11 Alltag in Obninsk 121
- 12 Eingesperrt! 128
- 13 Gerüchte, Lethargie und Verzweiflung 143
- 14 Quarantäne am Schwarzen Meer 152
- 15 Studium in Minsk 160
- 16 Rostow am Don 181
- 17 Willkommen in der Heimat 204
- 18 Neuanfang in Leipzig 222
- 19 Der 13. August 1961 240

- 20 Forschen in der DDR 247
- 21 Kollektiv der sozialistischen Arbeit 257
- 22 Prager Frühling 1968 270
- 23 Reisekader NSW 274
- 24 Leipzig-Blues 282
- 25 Wir sind das Volk! 290
- 26 Umbruchzeiten 307
- 27 Verantwortung für die Universität 320
- 28 Im Sächsischen Landtag 343
- Epilog 365

Quellennachweis der Abbildungen 368

Prolog

Einundzwanzig Gramm sind es genau, einundzwanzig Gramm Radium. Es ist die gesamte Radiumreserve des Deutschen Reiches mit einem Wert von rund fünf Millionen Dollar. Sie befindet sich, in einem schweren Behälter aus Blei, auf der Ladefläche eines Lkw. Mein Vater, Carl Friedrich Weiss, Leiter der Abteilung Atomphysik der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, wechselt sich am Steuer mit zwei zuverlässigen Mitarbeitern, dem Physiker Hans Westmeyer und dem Techniker Gustav Wauschkun, ab. Eine schwerbewaffnete SS-Wachmannschaft begleitet die drei, es geht nach Berchtesgaden. In diesem April 1945 hatte mein Vater vom Reichsverteidigungskommissar und Gauleiter von Thüringen Fritz Sauckel den militärischen Befehl erhalten, das Radium auf den Obersalzberg in Hitlers «Bergfestung» zu bringen. Weder die herannahende Rote Armee noch die westlichen Alliierten dürfen es in die Hände bekommen; zu kostbar ist das Material, das auch für die Rüstungsindustrie gebraucht wird.

Auf Nebenwegen geht es durch Bayern. Irgendwann hören sie aus der Ferne den Gefechtslärm der herannahenden Westfront. Die SS-Leute haben es plötzlich sehr eilig. Sie befehlen den drei Zivilisten, ohne sie weiterzufahren, und schlagen sich mit der Erklärung, nunmehr am Kampf um den «Endsieg» teilnehmen zu wollen, in die Büsche. Mein Vater atmet erleichtert auf. Als Beamter hat er dem Reich und Hitler zu Diensten stehen müssen, mit seinem Gewissen war das nicht immer vereinbar. Als christlicher Sozialist verachtet er das NS-Regime. Mit den «Wachhunden» an seiner Seite hätte er

dennoch keine andere Chance gehabt, als den Befehl auszuführen. Aber jetzt ...

Die drei Männer sind sich schnell einig: Auf keinen Fall darf das Radium in Hitlers Hände gelangen. Sie überlegen: Erst in ein paar Tagen erwartet man sie in Thüringen zur Vollzugsmeldung zurück. Aber vielleicht ist der Krieg bis dahin ja vorbei. Die Anzeichen dafür mehren sich. Inzwischen könnte man das Radium irgendwo verstecken. Dann wird man weitersehen.

Sie fahren durch das Isartal. Langsam. Sie suchen einen markanten, später wieder auffindbaren sicheren Platz für das Radium. Sie finden ihn etwa fünfzehn Kilometer südlich von Bad Tölz an einem dicht bewaldeten Steilhang zum Fluss. Mit dem Feldspaten graben die drei ein tiefes Loch in den Waldboden. Sie schauen sich um, alles ist still, niemand scheint sie zu beobachten. Sie versenken den gefährlichen Schatz in der Erde, beseitigen notdürftig alle Spuren, zuletzt zeichnet mein Vater eine grobe Lageskizze. Sie trägt das Datum 22. April 1945.

Nur die drei Männer wissen nun, wo sich das Radium befindet. Es ist sicher, jedenfalls sicher vor Hitler. Was die drei aber nicht wissen, ist die Tatsache, dass ganz Thüringen inzwischen durch die 3. US-Armee unter General George S. Patton besetzt ist und dass Sauckel und Konsorten längst geflohen sind. Sie könnten also gefahrlos nach Ronneburg zurückkehren. So aber fahren sie zunächst lieber vorsichtig in nordwestlicher Richtung. Als ihnen nahe der tschechischen Grenze der Treibstoff ausgeht, trennen sie sich. Westmeyer und Wauschkun wollen sich direkt nach Thüringen durchschlagen, mein Vater zu seiner Familie, zu uns nach Rittersgrün im oberen Erzgebirge. Er wählt den Weg über Böhmen und kommt nach abenteuerlicher Reise kurz nach Kriegsende bei uns an. Rittersgrün ist zu dieser Zeit ebenso wie der ganze Kreis Schwarzenberg durch ein Versehen der Alliierten immer noch unbesetzt und bleibt es bis zum 24. Juni – die legendäre «Freie Republik Schwarzenberg».

Wenige Tage vor der Besetzung des Kreises durch die Rote Armee fährt mein Vater weiter nach Ronneburg, um sich endlich bei seiner Arbeitsstelle zurückzumelden. Unmittelbar nach seiner Ankunft wird er vom US-Geheimdienst verhaftet. Der ist bestens über die deutschen Radiumvorräte und ihren «Hüter» informiert. Mein Vater berichtet den ihn verhörenden Offizieren, wo das Radium liegt. Die Amerikaner fordern ihn auf, mit ihnen zu dem Versteck zu fahren und das Radium auszugraben. Das Radium liegt tatsächlich noch an der Stelle, wo mein Vater es vergraben hat, er übergibt es gegen Quittung den Amerikanern – die *Washington Post* titelt am 27. Juni triumphierend: «*All German Radium in American Hands*». Danach wird er von Offizieren der US-Streitkräfte interniert. Sie wollen ihn für die amerikanische Atomforschung rekrutieren. Mein Vater lehnt jedoch alle Angebote ab. Schon in der Nazizeit fühlte er sich für politische und damit für kriegsbedingte Zwecke missbraucht. Er war nicht Physiker geworden, um anderen Menschen mit seinen Erkenntnissen den Tod zu bringen. Er wollte, wie er sagte, «Dorfschullehrer» werden oder lieber noch ein zweites Mal studieren. Medizin. Das einzige Fach, das seiner Meinung nach nicht für kriegerische Zwecke missbraucht werden könne.

Er entweicht aus der Baracke, in der die Amerikaner ihn relativ unbewacht festhalten, klaut ein Fahrrad und radelt los – den weiten Weg zurück bis nach Thüringen, wo inzwischen die Rote Armee einmarschiert ist. Auch für sie ist mein Vater kein Unbekannter, auch sie wollen ihn für die Atomforschung anwerben. Für die friedliche, wie man ihm immer wieder versichert. Und das NKWD*, der damalige russische Geheimdienst, hat ein Argument, das sich nicht

* «Narodny kommissariat wnutrennych del» (deutsch: Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten). Von 1934 bis 1946 Bezeichnung des Innenministeriums der Sowjetunion, das über beträchtliche eigene Truppen verfügte und zeitweise auch geheimpolizeiliche Aufgaben wahrnahm.

widerlegen lässt: «Nach Ihrer Flucht können Sie nicht mehr zurück zu den Amerikanern!» Das NKWD übt Druck aus, interniert ihn für Wochen im Schloss Albrechtsberg in Dresden und entlässt ihn mit einem Sack voller Pferde- und Rinderknochen. Für die Familie, die zu Rate gezogen wird, ist die beeindruckende Nahrungsmenge das entscheidende Argument. Einstimmig wird beschlossen, das Angebot des NKWD anzunehmen: Zwei Jahre vertraglich geregelter wissenschaftlicher Arbeit in der Sowjetunion, um die heimischen Nachwuchskräfte anzulernen und die russische Forschung zu modernisieren.

Daraus werden reichlich sieben Jahre hinter Stacheldraht.

1 Familiengeschichte

Eine echte Schönheit war meine Mutter nicht. Wie so manche ostpreußische Frauen hatte sie etwas Stämmiges an sich, etwas Robustes, dabei gehörte sie noch zu den Zarteren innerhalb ihrer Familie. Auf den Fotos, die ich von ihr besitze, wirkt sie sehr mütterlich; dass sie viele Hemmungen hatte, vieles unterdrückte, sieht man ihr auf diesen Bildern nicht an.

Hildegard Joachim, geboren am 7. Februar 1900, stammte aus einer alten Pfarrerdynastie in Ostpreußen. In der Nazizeit, als der sogenannte Ariernachweis Pflicht war, verfolgte man die Familiengeschichte so weit wie möglich zurück, um Ahnentafeln aufstellen zu können. Durch die weiß ich, dass alle meine Vorfahren mütterlicherseits im Dienst der evangelischen Kirche standen. Und wenn sie nicht Pfarrer waren, trugen sie Titel wie «Superintendent» oder «Konsistorialrat». Nach der Familiensaga soll der Ursprung der Joachims eine uneheliche Tochter des Scharfrichters zu Heiligenbeil gewesen sein. Nun ja, es gab zwar die Stadt Heiligenbeil – sie lag an der litauischen Grenze –, und möglicherweise waltete dort irgendwann sogar ein Scharfrichter seines Amtes, aber ansonsten ist die Geschichte, auch wenn sie zu unserer nicht immer gesellschaftskonformen Familie passen würde, zu schön, um wahr zu sein. Vermutlich hat sie einer meiner Onkel frei erfunden.

Großvater Johannes Joachim war – ganz in der Familientradition – Pfarrer, und zwar in Ponarth, einem Vorort von Königsberg: ein imponierender Herr mit Vollbart, mächtig von Gestalt, der seine

sieben Kinder streng patriarchalisch erzog. Das sah so aus, dass werktags nur der Vater zum Mittagessen Fleisch bekam, die Kinder nicht einen einzigen Brocken, und nach der Mahlzeit mussten sie sich bei ihm anstellen, um ihm nacheinander die Hand zu küssen und «Danke, lieber Vater, für das schöne Essen» zu sagen. Seine Frau Elfriede, geborene Salkowski, ordnete sich ihm völlig unter. Als Tochter eines wilhelminischen Standesbeamten kannte sie es wohl nicht anders.

Diese puritanische Erziehung sollte meine Mutter ihr Leben lang nicht abstreifen. Alle damaligen Neuerungen – Radio, Kino, später Fernsehen – empfand sie als Ausdruck der Leichtfertigkeit der Zeit, und selbst gegenüber den Dingen, die zu den schönen des Daseins zählen, legte sie eine für ihre Umgebung manchmal schwererträgliche Distanz an den Tag. Dazu trug sicher bei, dass sie als Älteste immer mitverantwortlich für sechs jüngere Geschwister war, die, streng nach dem Alphabet geordnet, neben ihr standen. Sie selbst hieß zwar Hildegard, aber dann ging es weiter mit Berthold, Christine, Dietrich, Eberhard, Frank und Gottfried. Die Kinder nannten sich selbst «Das Ponarther HBC».

Anfang der zwanziger Jahre verließ meine Mutter Königsberg, um in Breslau Theologie und Philosophie zu studieren – in ihrem Emanzipationsdrang wollte sie heraus aus der Enge ihres bürgerlichen Elternhauses, sie wollte mehr sie selbst sein dürfen. In Breslau traf sie dann auf einen Menschen, der völlig anderer Herkunft war und aus einer vollkommen anderen geographischen Region Deutschlands kam – das war mein Vater. Dessen Vorfahren waren durchweg hart arbeitende, bodenständige Kleinstbauern, Löffelschmiede, Bergleute und Handwerker aus dem sächsischen und vogtländischen Raum gewesen. Mein Großvater väterlicherseits, Carl Richard Weiss, geboren 1871 auf einem Kleinstbauernhof in Rittersgrün, einem Dorf am Erzgebirgskamm, passte schon nicht mehr ganz in die Familientradition. Er gründete eine zunächst durchaus

flourierende Handelsfirma, war aber nach der Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre eigentlich nur noch ein kleiner Handelsreisender und versuchte in Sachsen und Schlesien Waren anzupreisen, Kurzwaren, insbesondere Garne und Reißverschlüsse.

Sein erstgeborener Sohn Carl Friedrich sollte die Realschule besuchen, bestenfalls die kaufmännische Realschule, um den Weg des Vaters fortzusetzen. Weiss junior war über diesen vorgezeichneten Lebensplan aber nicht gerade begeistert. Und als mein Großvater im Ersten Weltkrieg als Soldat an der Front war, in der Schreibstube einer Kompanie – da lebte die Familie Weiss schon in Breslau –, konnte mein Vater seine Mutter Marie Ernestine, geborene Teichmann, überreden, ihn aufs Gymnasium zu schicken. Da er durchaus begabt war, als Autodidakt auch ganz gut Cello spielte und außerdem für das gerade neu gegründete Schulorchester dringend ein Cellist gesucht wurde, bekam er eine Lebensunterhaltshilfe, eine Art Stipendium. In Breslau studierte er nach dem Abitur, seinen Neigungen folgend, schließlich Philosophie, Physik, Psychologie und Pädagogik. Das Geld dazu verdiente er sich in den Ferien, indem er zunächst unter Tage als Bergmann arbeitete oder später als Hauslehrer bei schlesischen Gutsbesitzern.

Kennengelernt hatten sich meine Eltern im legendären philosophischen Seminar des Erkenntnistheoretikers Richard Höningwald. Oft trafen sie sich auch im Haus des weltoffenen, liberalen Rabbis Hermann Vogelstein. Dessen Kinder, die ebenfalls an der Universität in Breslau studierten, hatten Hildegard und Carl Friedrich zu sich nach Hause eingeladen. Am Freitagabend wurde dort der Sabbat mit Meditationen und Diskussionen über Religion, Geschichte und die damalige politische Situation begangen. Die meisten jungen Leute in diesem Kreis waren jüdischen Glaubens, aber meine protestantischen Eltern waren genauso willkommen. Zudem kannte man sich dort in der Thora genauso gut aus wie im Neuen Testament. Besonders für meine Mutter war das eine völlig neue Er-

fahrung, es war ihr nun möglich, sich ein wenig von dem strengen Protestantismus ihres Vaters zu lösen – auch wenn sie zeitlebens eine tiefreligiöse Frau blieb. Immerhin stellte sie fest, dass es noch andere Formen des Glaubens gab als die Königsberger Variante.

Aus den Erzählungen meiner Eltern weiß ich, dass sie in diesem Kreise auch erstmals mit den Ideen des Religiösen Sozialismus in Berührung kamen. Der Religiöse Sozialismus, dem seit dem Ersten Weltkrieg sowohl Christen als auch Juden verstärkt zuneigten, beruhte auf der Überzeugung, dass der auf Gewinnmaximierung ausgerichtete Kapitalismus nicht die einzige mögliche Gesellschaftsform der Zukunft sein konnte. Unterdrückung, Ausbeutung, Egoismus und Konkurrenz, all das sollte durch gesetzgebende Maßnahmen begrenzt werden. Für Christen war der Religiöse Sozialismus eine modernisierte Variante der alten christlichen Soziallehre, die das politische Ziel – die Vergesellschaftung des Kapitals – mit religiösen Vorstellungen verband.

Meine Mutter war von den Gedanken, die im Salon der Vogelsteins kursierten, fasziniert. Und meinem Vater, der durch die Arbeit unter Tage und bei den Kindern von Gutsbesitzern, die zu fein waren, um in eine normale Schule zu gehen, gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft ohnehin sehr kritisch eingestellt war, kamen die neuen Ideen sowieso gerade recht. Bis zu seinem Lebensende hielt er an ihnen fest. Nach dem Zweiten Weltkrieg, der sechzig Millionen Menschen das Leben gekostet hatte, stellte er sogar folgerichtig einen Antrag, in die KPD einzutreten. Er war davon überzeugt, dass eine grundsätzlich neue gesellschaftliche Ordnung erforderlich sei, sonst würde es irgendwann wieder zu denselben Entwicklungen kommen, die erneut den Weltfrieden gefährden könnten. Hildegard war da etwas zurückhaltender, sie tendierte dazu, SPD-Mitglied zu werden – aber durch unseren Transport nach Russland kam alles anders.

In den zwanziger Jahren war mein Vater noch ein Suchender. Nachdem er es ausgeschlagen hatte, ins Kaufmännische zu gehen,

konnten ihm seine Eltern keine weiteren Leitlinien mitgeben. Und er war ein Wilder, aktiv in der Wandervogelbewegung, bei deren Ausflügen es wohl recht abenteuerlich zuging. Fotos zeigen ihn mit Blumenkränzen auf dem Kopf, am Lagerfeuer wurden Lieder zur Gitarre gesungen, und im Sommer war es selbstverständlich, nackt zu baden. Für meine Mutter ein unüberwindbares Tabu. Trotzdem kamen sie sich langsam näher.

Meinen Vater muss an Hildegard das Bürgerliche fasziniert haben, denn sie verfügte über ein Allgemeinwissen, das ihm fehlte, ebenso wie die Kenntnis der in bürgerlichen Kreisen üblichen Verhaltensregeln. Als er seinen Antrittsbesuch in Königsberg machte, um offiziell um ihre Hand anzuhalten, wurde aus diesem Anlass im Pfarrhaus abends Rotwein eingeschenkt. Als Carl Friedrich das Glas hob, sagte er ganz unbefangen zu seiner künftigen Schwiegermutter: «Gluck, gluck, gnädige Frau!» Das verstand der Gute unter Höflichkeit. Und als er während eines Mittagessens einmal gefragt wurde, ob er noch einen zweiten Teller Eintopf haben möchte, antwortete er: «Danke, gnädige Frau, aber ich möchte mir noch ein wenig Appetit für den Hauptgang aufheben.» Dabei war der Eintopf das Hauptgericht. Es waren die Gegensätze, die beide anziehend fanden, dazu der gemeinsame Glaube und die sehr ähnlichen politischen Überzeugungen. Meine Mutter bewunderte den abenteuerlustigen, sehr gutmütigen Mann, mein Vater die wohlhabende Pfarrerstochter.

Sie waren ewig verlobt, bis sie heirateten, mindestens sieben Jahre. Wahrscheinlich hatte mein Großvater seinen zukünftigen Schwiegersohn mehrmals gefragt: «Können Sie überhaupt meine Tochter ernähren?» Und viele Male muss die Antwort negativ ausgefallen sein. So zog es sich, bis dann endlich im Mai 1929 geheiratet wurde.

Aus mir nicht näher bekannten Gründen brach meine Mutter ihr Studium ab und arbeitete als Sekretärin. Eine Erklärung dafür mag sein, dass sie plötzlich entdeckte, viel lieber Musikerin werden zu

wollen. Sie nahm Gesangsstunden und träumte davon, Gesangslehrerin oder Klavierpädagogin zu werden. Vielleicht wollte sie auch früher Geld verdienen, damit mein Vater in Ruhe zu Ende studieren konnte. Der hatte sich immer mehr auf die Physik konzentriert, sie faszinierte ihn in ihrer logischen, experimentell gesicherten Strenge und erschien ihm zudem am aussichtsreichsten, um später eine Familie zu ernähren.

Nach seiner Promotion, die er mit *summa cum laude* bestand, ging er zu Walter Bothe an das Physikalische Institut der Universität Gießen, wo er eine Stelle als «1. wissenschaftlicher Assistent» erhielt. Oben im Institutsgebäude gab es eine freie Dachkammer, in der die beiden ihr erstes Heim einrichteten.

Lange blieben sie nicht in Gießen. Es folgte ein Angebot aus Berlin, das mein Vater – wenn auch schweren Herzens – annahm. Eigentlich wollte er nämlich die Universitätslaufbahn einschlagen und Wissenschaft mit akademischer Lehre verbinden. Aber die übliche «Durststrecke», bis man ihn als ordentlichen Professor berufen würde, schien ihm zu lange zu dauern. Die Arbeit an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt (PTR), einem staatlichen Forschungsinstitut, das auf Initiative der Physiker Herrmann von Helmholtz und Werner Siemens 1887 in Berlin-Charlottenburg gegründet worden war, schien dagegen weniger brotlos und damit etwas familienfreundlicher zu sein. An der PTR wurden damals alle physikalischen Untersuchungen, die zur Präzisierung von Messapparaten und Kontrollinstrumenten notwendig waren, durchgeführt; dort befand sich auch die damals genaueste Uhr, und hier wurden auch das Urkilogramm und der Urmeter, beide aus Platin, angefertigt und aufbewahrt. Mit diesen Dingen hatte mein Vater aber nichts zu tun, er sollte das Laboratorium für Radioaktivität, das noch in den Kinderschuhen steckte, übernehmen.

Zu dieser Zeit, Anfang der dreißiger Jahre, galt dieses Grenzgebiet zwischen Physik und Chemie in Wissenschaftskreisen noch als rela-

tiv uninteressant. Man hatte zwar schon radioaktive Elemente isoliert und erste Messungen an den Alpha-, Beta- und Gammastrahlen vorgenommen, aber allzu große praktische Bedeutung wurde diesem Bereich zunächst nicht beigemessen. Natürlich bedeutete das neue Arbeitsgebiet auch für meinen Vater eine Umstellung. Vorher hatte er auf dem Gebiet der Atomspektroskopie gearbeitet, und daher wusste er auch einiges über die Quantenphysik der Atome, über die damals noch neuen Gesetze der Schrödinger-Gleichung und die Heisenberg'sche Unschärferelation, aber das war es dann fast schon. Immerhin war er nun als Beamter materiell abgesichert, was die Familienplanung erleichterte.